

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Luise Rinser**  
**Die Stärkeren**  
Roman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

1914

Zwei Kinder gingen Ende Juli 1914 in der Mittags- hitze auf der Bahnhofstraße stadteinwärts. Die Größere war etwa zehn Jahre, die Kleine vier oder fünf. Die Größere hatte eine Brille mit einem Stahlrand auf der Nase und hinkte ein wenig. Sie trug einen ziemlich schweren schäbigen Koffer in der einen Hand, in der anderen eine geflickte Reisetasche. Ohne nach rechts oder links zu schauen, ging sie so rasch sie konnte. Die Kleine lief hinterher. Sie schleppte einen schlecht verschnürten Karton. Manchmal fragte sie hoffnungslos: „Sind wir noch nicht bald da?“ Aber die Schwester gab keine Antwort. Alle Leute auf der Straße schauten den beiden nach. An jeder Straßenecke las die Große mit vorgestrecktem Kopf murmelnd die Straßenschilder. Einmal blieb die Kleine zurück. Sie hatte aus einem offenen Fenster Klavierspiel gehört. Sie blieb stehen, bohrte mit der Fußspitze im Straßenstaub und lauschte mit halb offenem Mund auf die Musik. „Komm doch!“ rief die Ältere ungeduldig. Langsam trottete die Kleine nach.

Sie kamen durch enge Gassen mit kleinen Läden und finsternen Werkstätten. Lehmgelbe Metzgerhunde, groß wie Kälber, lagen in den Toreinfahrten. Die Kleine

redete sie in einer selbst erfundenen Sprache an. Aber sie lagen wie tot, die Beine weit von sich gestreckt, und kümmerten sich um nichts.

Einmal überquerten sie einen großen Platz mit einem Brunnen. Auf dem Steinrand saßen graue Tauben und rührten sich nicht. Die Kleine sagte: „Ich hab Durst.“ Aber die Größere hörte nicht darauf. Das Wasser rann in einem dünnen Strahl aus einem eisernen Rohr. Die Kleine konnte es nicht erreichen. Das Wasser im Becken schillerte ölig in den Regenbogenfarben. Man konnte es nicht trinken. Quer über den Platz kamen drei Pfarrer in langen schwarzen Talaren. Sie waren alle drei alt, gingen auf Stöcke gestützt und sprachen eifrig, alle zugleich. Die Kleine schaute ihnen neugierig und beklommen nach. Es war so heiß, daß die Luft flimmerte über dem Pflaster.

„Dauert es noch lang?“ fragte die Kleine. Aber sie verstand nicht, was die Größere sagte. Die Kleine seufzte. Die Große ging unentwegt weiter mit vorgestrecktem Kopf. Sie kamen an einem großen Haus vorbei, in dem Rotationsmaschinen ratterten. Alte Frauen und kleine Buben kamen mit großen Stößen Zeitungen aus einer Tür. Es roch streng nach frischer Druckerschwärze.

„Tageblatt, Tageblatt, das Neueste vom Tage“, sang ein Junge und fuhr der Kleinen mit einem Zeitungsblatt über das Gesicht. Er war nicht sehr viel älter als sie, braungebrannt und mager, und sein kariertes Hemd war über der Brust zerrissen.

Hinter dem „Tageblatt“ begann die Vorstadt mit niedrigen feuchten Häusern. Ein schmaler Bach mit dunkelgrünem Wasser floß da, und überall waren

Waschbretter an den Ufern und kleine Büsche, von der Sonne verbrannt.

„So“, sagte die Größere aufatmend und stieß mit dem Fuß eine hölzerne Gartentür auf. Eine alte Frau kam aus dem Haus gelaufen und schlug die Hände über dem Kopf zusammen. „Kinder, Kinder“, rief sie, „wo kommt ihr her? Was ist denn mit euch? Und die schweren Koffer! Und das da ist Stefanie? Mein Gott, ich hab dich zuletzt gesehn, da warst du ein Wickelkind. Kommt herein, kommt nur.“

Sie stolperten mehr als sie gingen. Die Großmutter nahm sie in die Arme und wischte ihnen mit der Schürze Staub und Schweiß von den Gesichtern, dann lief sie in die Küche und brachte kalten Kaffee. „Das löscht den Durst am besten“, sagte sie. Die Kinder tranken gierig.

Plötzlich fragte die Größere: „Wo is sie denn?“

„Ich weiß nicht“, sagte die Großmutter und schaute beiseite. „Sie wird schon kommen. Aber sagt doch, warum ihr so plötzlich da seid. Hat er euch fortgeschickt? Gehts nimmer mit euch dreien?“

Die Größere sagte finster: „Ach was. Freilich ginge es. Aber er meint, jetzt kommt Krieg und da is es besser, wir sind nicht in der Großstadt. Und wir sollen so lang hier bleiben.“ Hastig und wie eingelernt fügte sie hinzu: „Das heißt, wenn ihr uns überhaupt brauchen könnt. Sonst ...“ Sie zuckte die Achseln.

„Mein Gott, Klara“, rief die Großmutter, „wie du redest. Freilich könnt ihr bleiben.“

Klara murmelte: „Aber sie? Was wird sie sagen?“

Die Großmutter strich ihr mit der rauhen Hand über das Haar und sagte leise: „Arme Kinder.“ Klara bog

den Kopf hastig zurück, und die Kleine schaute verwirrt um sich. Auf einmal rief sie laut: „Und einen schönen Gruß von Papa und wir haben auch Geld dabei. Eine Menge.“

Die Großmutter wischte sich mit der Hand über die Augen. Da ging draußen die Gartentür. Alle drei schauten zum Fenster. Es wurde ganz still im Zimmer.

„Is sie das?“ fragte die Kleine leise. Niemand gab Antwort. Es war eine ziemlich junge Frau in einem hellgrauen Seidenkleid mit einem Spitzenjabot, langen durchbrochenen Handschuhen an den bloßen runden Armen und einem weißen Hut mit einer schwarzen Straußenfeder. Sie klappte ihren Sonnenschirm zusammen und stand eine Weile in der prallen Sonne. Dann zog sie langsam die Handschuhe aus und tauchte ihre weißen Arme bis zu den Ellbogen in ein Faß mit Wasser, das zum Gartengießen aufgestellt war. Dabei bückte sie sich über das Wasser und betrachtete lange ihr Spiegelbild. Dann zog sie ihre Arme heraus, hielt sie vor sich hin in die Sonne und schaute nachdenklich zu, wie die Nässe auf ihrer warmen hellen Haut trocknete. Alles, was sie tat, geschah ganz langsam; sie hielt dabei die Augen halb geschlossen. Die Kinder schauten ihr unbeweglich zu. Sie rührten sich auch nicht, als sie endlich zur Tür hereinkam, wobei sie sich bücken mußte, damit ihr Federhut nicht am Türbalken anstieß.

Da sah sie die Kinder. Einen Augenblick stutzte sie. Dann warf sie Hut, Schirm und Handschuhe weg, kniete sich auf den Boden und umarmte sie stürmisch. Klara entzog sich ihr mit finsterem Gesicht. Stefanie stand ganz steif, ließ sich liebkosen und schaute ihr dabei mit

weit offenen Augen ins Gesicht. Niemand konnte sehen, was sie dachte.

Die Großmutter machte sich an den Blumentöpfen zu schaffen. Ohne umzuschauen, sagte sie: „Er meint, es gibt Krieg. Und da, meint er, sind die Kinder hier besser aufgehoben als in der Großstadt.“ „Ja, ja“, sagte die Mutter abwesend. Plötzlich sprang sie hoch und rief: „Krieg sagt er? Krieg? Ist das wahr?“ Sie schaute unglücklich und ratlos von einem zum anderen. Klara zuckte die Achseln und murmelte: „Na ja, da is nix zu ändern.“ Es war eine Weile ganz still im Zimmer, bis die Mutter zögernd fragte: „Und . . . wie geht es ihm?“

„Gut“, sagte Klara so schroff, daß alle sie erschrocken ansahen. „Ja, und euch?“ fuhr die Mutter leise fort. „Wie ist es euch gegangen?“

„Auch gut“, sagte Klara kurz.

„Das is recht, das freut mich“, sagte die Mutter hastig und strich ihre dichten braunen Haare hinter das Ohr zurück. Ohne jemand anzusehen, fragte sie: „Und er, spricht er manchmal von mir?“

„Nein“, antwortete Klara trocken. „Er arbeitet immer.“

„Ja“, rief die Kleine, „und er sagt, er kann jetzt endlich in Ruhe arbeiten, seitdem Du fort bist.“

„So? Sagt er das?“ fragte die Mutter leise. Man konnte es kaum hören. Dann lachte sie kurz, warf den Kopf zurück und begann die Handschuhe wieder anzuziehen.

„Gehst du denn nochmal fort?“ fragte die Großmutter.

„Ich? Nein“, sagte die Mutter langsam und zog die

Handschuhe wieder aus. Die Uhr tickte laut. Alle standen da und niemand sprach ein Wort. Endlich sagte die Großmutter: „Kommt, Kinder, ich bring euch in euer Zimmer.“

„Nein, nein“, rief die Mutter, „ich geh ja schon. Kommt.“ Sie wollte den Koffer nehmen, aber Klara sagte trocken: „Laß nur. Ich hab ihn bis hierher auch allein getragen. Wir sind es schon gewöhnt.“ Aber Stefanie ließ sich den Karton abnehmen und sich an der Hand über die steile Stiege führen. Sie schaute die Mutter unverwandt von der Seite an. Plötzlich sagte die Mutter zu Klara: „Deine Schulter ist ja wieder höher geworden. Gehst du denn nimmer in die Klinik?“

„Nein“, sagte Klara, „das nützt ja doch nichts.“ Sachlich fügte sie hinzu: „Rachitis.“

„Du lieber Gott“, rief die Mutter, „wer sagt dir denn so was?“

„Der Arzt“, antwortete Klara trocken.

„Um Himmelswillen, das ist doch nicht wahr. Du bist als Kind über die Treppe gefallen, daher kommt das.“

„Ach was“, murmelte Klara, „warum erzählst du mir so was. Du weißt doch, daß es nicht stimmt. Und überhaupt: bucklig werd ich so oder so.“ Die Mutter sagte nichts mehr. Sie öffnete die Tür zu einem kleinen Raum. „Das is jetzt euer Zimmer“, sagte sie. Klara stellte Koffer und Reisetasche auf den Boden und schaute sich eingehend um. „Ja“, sagte die Mutter verlegen, „es is halt einfach hier. Bei ihm wars schöner, ich weiß schon.“ Sie strich langsam ihre Haare hinter die Ohren zurück und schaute hilflos auf die Kinder. Da rief die Kleine laut: „Aber hier is es sauberer.“

Klara warf ihr einen schiefen Blick zu und begann den Koffer auszupacken. „Ich helf dir“, sagte die Mutter. Klara schob sie schweigend weg. Die Mutter blieb mitten im Zimmer stehen. Sie hielt Stefanie fest an der Hand. Plötzlich ließ sie die Kleine los und sagte hastig: „Ja, dann will ich noch rasch fortgehen. Geht nur hinunter. Die Großmutter gibt euch was zu essen.“ „Wohin geht sie?“ fragte die Kleine. Die Größere zuckte die Achseln und kramte weiter. Eine Weile später kam die Großmutter herauf.

„Wo is sie denn?“ fragte sie erstaunt.

„Fort“, sagte die Kleine. Die Großmutter seufzte. „Kommt Kaffee trinken. Ich hab frische Semmeln geholt. Ihr müßt doch Hunger haben. Aufräumen tun wir nachher.“

Als sie in der kleinen Stube saßen, fragte die Großmutter: „Wie gehts denn eurem Papa?“

„Gut“, sagte Klara und kaute. Die Großmutter schüttete noch einen Löffel Zucker in die Tassen und fragte rasch: „Redet er von der Mama?“

„Nein“, sagt Klara mit vollem Mund, „du hast es doch gehört. Warum soll er denn von ihr reden?“

Zögernd fuhr die Großmutter fort: „Und ihr? Wollt ihr nicht, daß sie wieder zu euch kommt?“ „Nein“, riefen die beiden zugleich. Stefanie fügte ganz leise hinzu: „Ich weiß nicht.“ Aber das hörte niemand. Die Großmutter drehte sich um und wischte mit der Schürze über ihre Augen.

Klara schaute sich in der Stube um. „Suchst du was?“ fragte die Großmutter schließlich. Aber sie bekam keine Antwort. Nach einiger Zeit fragte Klara: „Seid ihr arm?“



Die Großmutter schaute sie bestürzt an. „Arm? Wie kommst du da drauf?“

„Komisch“, murmelte Klara. „Hier und im ganzen Haus siehst so aus wie bei armen Leuten. Aber sie geht so fein angezogen, das Kleid und der Sonnenschirm und alles. Das hat sie doch sonst nicht gehabt?“

Die Großmutter wischte die Krümel vom Tisch und schaute niemand an. „Wollt ihr nicht spielen gehn?“ fragte sie.

„Spielen nicht“, sagte Klara. „Aber anschn können wir uns das alles.“ Ohne sich umzuschauen gingen die Kinder fort.

Auf der anderen Straßenseite waren lauter Häuser, die genau so aussahen wie das der Großmutter. Hinter dieser Häuserreihe war die Stadt zu Ende. Hier war nur mehr ein großer Lagerplatz mit schwarzen Kohlenhaufen und hohen Bretterstapeln. Es roch erstickend nach Holz und heißem Staub.

„Da is nix“, sagte Klara. „Und heiß is es. Komm doch.“ Aber die Kleine rief begeistert: „Eine Eisenbahn, eine Eisenbahn!“

„Das is doch bloß ein totes Geleis“, sagte Klara verächtlich. „Da wächst schon Gras drauf. Da fährt nix mehr.“

„Ein totes Geleis“, wiederholte die Kleine nachdenklich. Dann sagte sie trotzig: „Aber vielleicht fährt doch mal was drauf.“ Klara zuckte die Achseln. „Ich mag bald nicht mehr“, sagte sie. Die Kleine rief aufsässig: „Dann geh doch heim.“ „Nein“, sagte Klara, „dich kann man nicht allein lassen. Du findest nimmer heim.“

Die Kleine stieg eifrig über Kohlenhaufen und Bretter.

Klara folgte mühsam. Plötzlich blieb die Kleine stehen. Zwischen Bretterstößen spielten, wie in einem Haus, fünf Kinder, vier Buben, ein Mädchen, nicht viel älter als Stefanie. Sie knieten auf dem Boden und bauten im Sand. Stefanies Augen glänzten vor Entzücken. Es war ein schöner Spielplatz mit leeren Fässern, alten Kisten, einer rostigen Gießkanne, einem Haufen alter Schrauben und Nägel und einem zerschlissenen Regenschirm, den sie wie ein Sonnendach über den Sandhaufen gespannt hatten. Sie knieten alle mitten im Sand, den sie mit Wasser begossen hatten. Sie waren von oben bis unten voller Schmutz. Stefanie flüsterte: „Da sind Kinder!“ Klara setzte sich in den Schatten eines Holzstapels und flocht ihre steifen schwarzen Zöpfe, ohne die Augen von der kleinen Schwester zu lassen. Stefanie schob sich langsam an die Kinder heran. Schließlich schaute einer der Jungen auf und fragte: „Wer bist’n du?“

„Stefanie. Und du?“

„Peter Niels.“ Sie sahen einander an. Dann fragte Stefanie: „Was baut Ihr’n da?“

„Ach nix, nur so“, sagte Peter und stieß mit der Fußspitze eine Sandburg kaputt. Allmählich hörten auch die anderen auf zu spielen. Sie wischten den Staub von den Gesichtern und betrachteten die Fremde, und Stefanie schaute sie der Reihe nach an. Da war ein Mädchen mit langen blonden Zöpfen. Sie hieß Anna. Dann war da der Zeitungsjunge Max. Sie erkannte ihn sofort wieder. Ferner war da ein magerer Junge, größer als die anderen und trotz der Hitze sehr blaß. Er hieß Georg. Außer Peter Niels war noch ein Junge da, der ganz schwarzes Haar und große braune Augen hatte und Erich hieß.

„Was spielen wir jetzt?“ fragte Peter Niels.

„Soldaten“, sagte der Zeitungsjunge. „Soldaten und Krieg.“

Plötzlich fiel Stefanie ein, was sie wußte, und sie flüsterte: „Der Krieg kommt.“

Das Mädchen fragte neugierig: „Woher weißt'n das?“

Stefanie sagte trotzig: „Alle sagen das.“

Der Zeitungsjunge schrie: „Hurra, der Krieg.“ Sie tanzten um die leeren Fässer und sangen: „Hurra, der Krieg.“ Klara stand auf und rief zornig: „Dummköpfe, das is nix zum Singen.“ Aber niemand hörte auf sie. Plötzlich warf Stefanie ihre Arme in die Höhe und schrie: „Nein, nein. Nicht singen! Nicht singen!“ Sie brachen ihr Geschrei ab, standen still und starrten auf die Kleine. „Was is denn?“ fragte Peter Niels. Aber sie wiederholte nur fassungslos: „Nicht singen. Nicht singen.“

„Die is komisch“, sagte der Zeitungsjunge. Da nahm Klara ihre kleine Schwester bei der Hand und führte sie rasch fort. Von weitem hörten sie, wie die Kinder wieder zu singen begannen, aber es war jetzt ein anderes Lied. Von Zeit zu Zeit schaute Stefanie aufmerksam um. „Was schaut'n immer um?“ fragte Klara. Aber die Kleine gab keine Antwort.

„Warum hast'n so geschrien?“ fragte Klara.

„Ich weiß nicht“, flüsterte die Kleine. Nach einer Weile fragte sie: „Du, Klara, muß der Papa auch in' Krieg?“

Die Große strich ihr rasch die feuchten wirren Haare aus dem Gesicht. „Nein“, sagte sie, „ich glaub nicht. Er hat'n Herzfehler.“